

nicht versuchen, die neue Welt gleichsam in der Gestalt der alten festzuhalten. Wir dürfen nicht im offenen Grabe den geliebten Leib der alten Form der Wahrheit vermissen, sondern nach dem Auferstandenen anschauen, der eine neue und erhöhte Gestalt haben muß. Wir müssen in die neue Welt hinein *Gott* nachgehen, dem lebendigen Gott, und in ihm dem lebendigen Christus. Wer einfach eine vergangene Gestalt der Wahrheit, der Sache Gottes und des Menschen, festhalten will, der bindet sich an ein Grab und verfällt damit dem Tode, dem Absterben, der hält bloß die Grabtücher fest und erkennt nicht den Auferstandenen. Jede echte Wahrheit, jede große Sache Gottes lebt und gestaltet sich nur von Auferstehung zu Auferstehung. So will es der Lebendige, der die Auferstehung und das Leben ist. Wir können und sollen die neue Welt, unsere Sache und die Sache Gottes, nicht mit Händen fassen und in einer bestimmten Form haben und festhalten wollen, wie Maria zuerst Jesus haben und festhalten will. Es muß uns genügen, zu wissen, daß sie *kommt*. Es muß unserer Seele genügen, das „*Maria!*“ vernommen zu haben. Dieses im Herzen dürfen wir getrost sein. Unsere Tränen über all das schwere Geschehen und all das schwere Verlieren dürfen trocknen. Ostertag darf in unseren Herzen aufglänzen, immer wieder aufglänzen. Und freudig dürfen wir — in diesem Sinne — es auch den Brüdern, den ängstlichen, erschrockenen, kleingläubigen („*Sie halten es für Märlein!*“; vergleiche Lukas 24, 11) verkündigen: „*Ich habe den Herrn gesehen und das und das hat er mir gesagt.*“ Wir dürfen, was wir sollen, Osterboten, Zeugen der Auferstehung sein, Zeugen der Wahrheit.

Leonhard Ragaz.

Zur theologischen Lage

I.

Ich muß den Lesern wieder einmal — es ist seit dem letztenmal schon lange her — ein Stück Theologie zumuten. Eigentlich bloß den theologischen oder theologisch Interessierten, die andern können es auf der Seite lassen.

Der Grund ist der: Man weiß von dem Streit (oder darf man sagen: Kampf?), der seit Jahrzehnten zwischen den „*Religiös-Sozialen*“ und den „*Dialektikern*“ (beide Namen sind gleich unzutreffend) besteht und eine Sache, die sonst eine große Verheißung gehabt hätte (vielleicht trotzdem noch eine hat) schwer geschädigt hat. In diesem Streite, und erst recht wenn es ein Kampf sein soll, ist die erste Bedingung für eine fruchtbare Austragung, daß man einander kenne und dem Andern nicht Unrecht antue, so weit wenigstens, als man das vermeiden kann.

Der Schreibende hat sich denn auch, soweit die ewige Bedrängnis seines besonderen Kampfes es erlaubte und keine besonderen Hem-

mungen vorlagen, zur Pflicht gemacht, die wesentlichen Äußerungen der dialektischen Theologie zu verfolgen. Halt gemacht aber hat er vor den Mammutbänden der „*Kirchlichen Dogmatik*“ von Karl Barth. Und zwar nicht nur, weil deren riesiger Umfang für ein ernsthaftes Studium mehr Zeit erforderte, als ihm zur Verfügung stand, sondern auch aus einer Empfindung des Protestes dagegen, daß das Evangelium in den Riesenbau eines solchen Systems gebannt und damit in seinem Wesen verändert, ja geradezu unwirksam gemacht werde. Diesen Protest hält er noch heute aufrecht. Jedoch mit einem Vorbehalt: Soweit es sich um *Fachtheologie* handelt — und solche hat vielleicht vorläufig noch einen Sinn und Wert — darf man wohl auch Bände von tausend Seiten schreiben. Wir haben aus der Vergangenheit ja solche Werke, denen niemand ihr relatives Recht bestreiten wird — trotzdem sich der Protest der Reformatoren gerade auch gegen sie richtete — und die zum Teil eine ungeheure Bedeutung gewonnen haben. Ich denke namentlich an die berühmte „*Summa theologiae*“ („*Summe der Theologie*“) des Thomas von Aquino, die noch heute, und zwar heute erst recht, wieder eine gewaltige Geistesmacht darstellt. (Wer weiß, ob Karl Barth nicht ein wenig zu ihr in Wettbewerb treten möchte?) Wir wollen also unsern Protest gegen die allzu dicken Bände zurückziehen, unter der Bedingung, daß man sich der Grenzen und der Gefahr eines solchen Unternehmens bewußt sei, und das scheint gerade nach diesem neuen Bande der „*Kirchlichen Dogmatik*“ bei deren Verfasser der Fall zu sein.

Nun gehe ich aber nicht ohne Sorge an das Werk einer Besprechung des neuesten Bandes dieses großen Werkes. Abgesehen davon, daß man seinen 875, zum Teil klein gedruckten, Seiten in einer notgedrungen kurzen Besprechung schon rein quantitativ nicht gerecht werden kann¹⁾, erhebt sich vor allem die Frage: Hat man Barth auch in allem verstanden? Denn das ist nicht immer leicht. Auch besteht die Schwierigkeit, daß ich die vorhergehenden Bände nicht gelesen habe und bei allem Interesse dafür auch nicht so rasch Zeit fände, das nachzuholen. Jedenfalls *wollte* und *will* ich verstehen und nicht Unrecht tun. Mißverstände ich doch und täte insofern Unrecht, so jedenfalls wider Willen, und ich wäre der Belehrung durchaus zugänglich. Fragmentarisch wird das, was ich sagen kann, auf alle Fälle bleiben, nur braucht es deswegen nicht falsch zu sein.

Damit das, was ich hier zu sagen gedenke, nicht allzu akademisch erscheine, möchte ich es unter den sehr aktuellen Gesichtspunkt stellen: *Wie sieht der Gegensatz zwischen den Religiös-Sozialen und den Dialektikern, rein theologisch betrachtet, nach diesem letzten wichtigen Dokument der dialektischen Denkweise aus?*

¹⁾ Es ist zum Beispiel nicht gut möglich, die sehr interessanten Zitate zu bringen, die man gern bringen möchte, ohne den zur Verfügung stehenden Raum bei weitem zu überschreiten.

Fragen wir zuerst: Was ist das große und zentrale theologische Anliegen Karl Barths? Wir gehen sicher nicht fehl, wenn wir, eine wichtige Ergänzung vorbehaltend, antworten: *Es ist das „Soli deo gloria“¹⁾*, anders gesagt: *Es ist die Behauptung und Wahrung der Souveränität und Freiheit Gottes als Voraussetzung allen Denkens und Tuns.* Dieses Motiv hat das altreformierte theologische Denken, vor allem das Calvins und des Calvinismus, beherrscht. Daraus ist auch das Zentraldogma dieser Gestalt des Protestantismus entstanden und zu verstehen, das von Anfang an den Einen das Kronjuwel der Theologie, ja auch des persönlichen Glaubens, den Andern aber der Stein des Anstoßes war: die Lehre von der *Prädestination*, und zwar der *doppelten* Prädestination, der Vorherbestimmung der Einen, und zwar der Wenigen, zum Heil, der Andern, und zwar der Vielen, zur Verdammnis, und dies in Form eines ewigen Dekretes der Gottheit, das auch die Anhänger des Dogmas ein *decretum horribile* (einen „schrecklichen Rat-schluß“) nannten. Dieses Dogma von der doppelten Prädestination — über dessen keineswegs verächtlichen Sinn vieles zu sagen wäre — hat die dialektische Theologie anfänglich übernommen, wenn auch auf ihre Art, wie sie ja, nach einem ersten Aufenthalt bei Luther, die ganze calvinische Theologie, auf ihre Art, übernommen hat.

Und nun ist es die Sensation des neuen Bandes, daß dieser doppelten Prädestination *abgesagt* wird, und zwar gründlich. Freilich nach einer Prüfung, worin Barth der Geschichte des Dogmas, besonders in der reformierten Theologie, mit einer Gründlichkeit nachgeht, die fast erschreckend wirkt und unnötig erscheint, aber von einer Gewissenhaftigkeit gegen die Ueberlieferung zeugt, der man seinen Respekt nicht ver-sagen kann. Denn wenn man auflösen will, muß man erfüllen, wenn man aber erfüllen will, muß man zuerst kennen und verstehen, und zwar von innen heraus.

Und welches ist nun das *Motiv* dieser Absage? Hier tritt jene Ergänzung ein, auf welche schon hingedeutet worden ist und die ich so formulieren will: Neben die *Macht* Gottes tritt, sie überbietend, die *Güte*. Und an dieser Stelle schlägt nun offenbar das Herz des Barth-schen Denkens. Und auch Empfindens. Man weiß, daß bei den Dialektikern das Zentrum des Denkens und Empfindens vom Reich Gottes und feiner Gerechtigkeit weg zu der „Rechtfertigung aus dem Glauben allein“ (*sola fide*) oder, objektiv gewendet, aus Gnade allein (*sola gratia*) gerückt ist. Und das ist nun das Mittelpunktswort der Theologie dieses Bandes der Dogmatik: die *Gnade*. Es beherrscht alles Andere. Und es *verbindet* sich mit der Souveränität und Freiheit Gottes. Diese findet den höchsten und letzten Ausdruck in der Gnade, und zwar, um dies sofort hinzuzufügen, in der in *Jesus Christus* erschienenen Gnade,

¹⁾ „Gott allein die Ehre!“

die Gottes zentrale Offenbarung ist. Denn nur in Jesus Christus erkennen wir Gott und nur von ihm aus können wir gültige Aussagen über Gott tun.

Auf diesem Boden nun wird neu Stellung zum Prädestinationsproblem genommen. Und zwar ist nun das oberste Motiv dieses: Es handelt sich jetzt nicht mehr bloß um die Allmacht und Herrschaft Gottes an sich, sondern um die Allmacht und Herrschaft Gottes als Gnade, oder, anders gesagt: des Gottes, der sich in *Jesus Christus* kundtut. Von hier aus fällt das *decretum horribile*, welches fatalistisch die Ewigkeit des Bösen statuiert, dahin. An seine Stelle tritt der endliche Vollsieg des Guten. Zum Guten hat Gott die Welt erschaffen. Zum Guten hat er, in Jesus Christus, den Menschen prädestiniert, und er ist getreu und wird hinausführen, was er beschlossen hat.

Freilich ist neben dem Guten *das Böse* vorhanden und verlangt eine Erklärung. Diese gibt Barth in Form einer Auffassung, die, nun sehr dialektisch gehalten, nicht ganz leicht zu verstehen, aber jedenfalls geistvoll, original und tief ist und deren Sinn, wenn ich ihn recht erfaßt habe, darin besteht, daß auch das Böse, dessen Ernst aber nicht abgeschwächt werden soll, von vorneherein Gottes Ehre dient, und bloß dazu da ist, um das Gute zu erläutern und zu fördern. Diese Auffassung versucht Barth durch eine geistvolle, vielleicht da und dort etwas gewalttätige Bibelerklärung, wie sie den prinzipiellen Ausführungen überall parallel geht (Barths Dogmatik will ja in letzter Instanz überall nur Erklärung der Bibel als des Wortes Gottes sein, etwa im Sinne der Methode Calvins), zu erhärten. In diesem Zusammenhang wird eine sehr originale Auffassung des Verhältnisses von *Israel und Christentum* gestellt, welche Israel, auch in Gestalt des Judentums, sogar noch mehr Recht gibt als die Auffassung des Schreibenden und Israel den dauernden Vorrang sichert, aber freilich sein Verlagen auch noch schärfer betont als ich. Es ist an die Stelle der *Synagoge* die *Kirche* getreten mit der ganzen Erbschaft Israels, freilich so, daß dieses dem Judentum nicht dauernd verlorengegangen ist. (Die „Kirche“ steht im übrigen stark im Zentrum der Barth'schen Ausführungen. Ich würde da, wo er „Kirche“ sagt, „Gemeinde“ sagen!)

Das ganze Problem des Verhältnisses von Gut und Böse personifiziert sich dann in der Gestalt des *Judas*. Es hat den Schreibenden frappiert, wie nahe sich Barths Deutung desselben mit der von ihm selbst in der Andacht „Judas und Christus“ entwickelten berührt.¹⁾

Es wären an dieser Stelle wohl einige Bedenken und Fragezeichen anzubringen. Vielleicht wäre es doch besser, das ganze Problem des Verhältnisses von Gut und Böse zu Gottes Schöpfung und Regierung noch etwas mehr in der Sphäre des *Geheimnisses* zu lassen — jenes Geheimnisses, das in der *Freiheit* des Geschöpfes besteht.

¹⁾ Vgl. Das Reich und die Nachfolge: „Judas und Christus.“

Doch wollen wir uns dabei nicht aufhalten, vielmehr nun noch zweierlei hervorheben, das für dieses Barth'sche Denken — und für uns! — entscheidend wichtig ist.

Einmal: Wenn Barth auch die doppelte Prädestination verwirft, so betont er doch mit äußerstem Nachdruck die *Erwählung*. Diese tritt beinahe an die Stelle der Schöpfung, vielmehr: die Schöpfung ist durch die Erwählung *bedingt*. Vielleicht noch zutreffender ausgedrückt: Die Schöpfung *ist* Erwählung. Erwählung aus *Gnade* und *zur* Gnade. Sie ist, könnten wir wohl sagen, Ruf von Gott zu Gott, Ruf aus Gnade zur Gnade.

Die Gnade aber wird siegen. Das ist das Zweite und Grundlegende. Und hier stoßen wir auf eine große, fast sensationelle Ueberraschung: Barth, ausgerechnet Barth, kommt nun auf seinem Wege zu dem Ziele, an dem auch der unfrige endet: zu dem Glauben an die *Wiederbringung aller Dinge* als dem letzten Wort Gottes. Zwar gibt er das nicht ganz zu, aber sein Vorbehalt (mehr ist es nicht) gilt doch bloß einer fatalistischen, den Ernst des Bösen und Guten und damit auch den Ernst der Entscheidung in der Freiheit aufhebenden Auffassung der Apokatastasis panton, die auch wir ablehnen. Er glaubt aber wie wir an den Sieg Gottes, und zwar Gottes als der Gnade, wie er in Christus offenbar ist, über alle Mächte, die ihm entgegenstehen, und damit auch an die Neugeburt (Palingenesie) der Schöpfung, welche ja der Sinn der „Wiederbringung“ ist.¹⁾

Hier möchte ich die Darstellung dieser Linie des Barth'schen Denkens, welche sich um das Problem der Prädestination bewegt, abbrechen, so unvollständig diese Darstellung notgedrungen ist, und dazu in Kürze Stellung nehmen. Und zwar unter dem Gesichtspunkt einer Konfrontierung der dialektischen und der religiös-sozialen Denkweise.

Da möchte ich nun feststellen, daß wir nach meinem Urteil auf Grund dieser neuen Gestalt der dialektischen Denkweise eine Reihe von Einwänden aufgeben müssen, die wir bisher dagegen erhoben haben. Wir haben ihr vorgeworfen, daß sie zu stark alttestamentlich orientiert sei — nun müßten wir beinahe erklären, sie sei zu einseitig neutestamentlich geworden. Wir haben gegen sie geltend gemacht, daß sie die „Andersartigkeit“ Gottes zu stark betone, Gott zu stark von der Welt trenne — nun stehen wir vor einer Betonung der *Menschwerdung* Gottes, die fast in das andere Extrem verfällt. Wir haben uns gegen ihre

¹⁾ Man täte darum wohl gut, statt von der Wiederbringung vielmehr von der „Neuschöpfung“ oder „Neugeburt“ aller Dinge zu reden. Neugeburt wäre auch die wörtliche Uebersetzung des vom Evangelium selbst gebrauchten Ausdrucks Palingenesie (vgl. Math. 19, 28). Auch Apokatastasis panton (vgl. Apostelgesch. 3, 21) heißt eigentlich nicht Wiederbringung, sondern „Wiederherstellung“ von allem. Denn es handelt sich nach dem Geiste der Bibel nicht bloß um eine Wiederkehr der ursprünglichen Schöpfung (etwa im Sinne der „ewigen Wiederkehr“ Nietzsches), sondern um eine Neuschöpfung im Sinne der *Fortführung* derselben auf der Linie der Vollendung des Reiches Christi.

Zurücksetzung des Menschen zugunsten Gottes (der „Ehre Gottes“) gewendet — nun wird von der Größe des Menschen auf eine Art geredet, die nicht mehr überboten werden kann. Nun spielt nicht mehr der Fall die Hauptrolle, sondern die Erlösung, man ist sozusagen von dem falsch ausgelegten 7. Kapitel des Römerbriefes zum 8. weitergerückt. Freilich hat der Mensch nach Barths Auffassung diese Größe nur durch Christus oder, besser: *in* Christus; aber das haben wir wirklich auch nie anders gemeint. Wir haben an der dialektischen Theologie namentlich auch ihren Pessimismus in bezug auf den Sieg Gottes über die Welt getadelt — nun wird von ihr, wenigstens prinzipiell, dieser Sieg Gottes auf eine Weise verkündigt, die unseren kühnsten Ausblicken gleichkommt. Es ist eine Umdrehung um 180 Grad.

Aber nicht nur dies. Auch an sich, abgesehen von dem Verhältnis zu der religiös-sozialen Denkweise, liegt *eine* Leistung vor, der ich den höchsten Wert beizumessen geneigt bin. Die Betonung der *Erwählung*, die an die Stelle des älteren Prädestinationsdogmas tritt, empfinde ich als etwas äußerst Wichtiges und Notwendiges. Nicht daß wir sie etwa nicht gekannt oder gar geleugnet hätten, aber sie wird von Barth auf eine so wuchtige Weise herausgestellt, daß sie wie eine neuentdeckte Wahrheit wirkt. Und es ist eine sehr zentrale, auch eine sehr stärkende und tröstende Wahrheit. Denn diese Erwählung gilt *allen*. Und sie ist der Sinn Jesu Christi — die Erwählung aus Gnade zur Gnade.

Man spürt, wie hier das Herz von Karl Barth selbst schlägt, nicht bloß das seiner Theologie. Denn wenn er davon redet, geschieht es im Ton der tiefsten Ergriffenheit und des höchsten Jubels.

Bedeutet das alles eine Zustimmung ohne Widerspruch, sozusagen eine Kapitulation von uns vor Karl Barth oder gar eine Karl Barths vor uns?

Es bleibt ein bedeutsamer Unterschied. Ich möchte Barth nicht verletzen, wenn ich erkläre: Es ist mir bei ihm doch noch zu viel *Konstruktion von Gott aus*. Zwar betont er dessen *Lebendigkeit* auf herzerquickende Weise und bricht mit der aus der Antike kommenden statischen Gottesauffassung, aus welcher auch die falsche Prädestinationslehre stammte. Aber er scheint mir doch seinerseits noch zu sehr die Geschichte Gottes mit dem Menschen vom Ratschluß Gottes aus zu sehen. Und kommt so ins Konstruieren hinein. Ich möchte an die Stelle dieser Denkweise, die ich die objektiv-dogmatische nenne, die subjektiv-kritische setzen, das bedeutet: ich möchte im Denken über Gott und das göttliche Schaffen mehr vom *Menschen* ausgehen, von der Erfahrung des Menschen von Gott, seinem Erleben der Wahrheit Gottes, auch des Wortes Gottes in der Bibel, und von hier aus die Linie der Erkenntnis zu Gott hin ziehen, so weit sie reicht. Also im Sinne Kants, aber wie ich meine auch der Bibel, besonders des Neuen Testaments.

Barth wird dagegen einwenden, damit werde das gefährdet, was ihm so sehr am Herzen liegt: die *Objektivität* des Heils. Ich verstehe

gewiß dieses Anliegen, aber ich möchte Barth auf ein geistiges Gesetz verweisen, das in allem Lebendigen waltet, das der *Polarität*. Es kann eine Wahrheit gerade dadurch eindringlich werden, daß auch ihr *Gegensatz* zur Geltung kommt. Gerade die Subjektivität der Bewegung vom Menschen zu Gott hin kann zur stärksten Glaubensgewißheit führen (das entspricht ja der *Paradoxie* des Glaubens), während jede objektivistische Konstruktion die subjektive Gewißheit zu schwächen geeignet ist. Wäre hierin nicht Dialektik am Platze und viel von Kierkegaard zu lernen?

Aber dieses Bedenken, sei es nun berechtigt oder Mißverständnis, kann und soll das Urteil nicht abschwächen, daß im Angesicht dieser neuen Dogmatik der Dialektiker, deren wichtigster Vertreter Karl Barth bleibt, ein *Streit* zwischen ihnen und den Religiös-Sozialen gegenstandslos geworden ist, auch wenn noch *Unterschied* und Anlaß zum *Kampf* übrigbleibt. Dieser würde dann aus Streit im Sinne von Krieg ein heilfames, anregendes, förderndes *Ringens*.

3.

Aber wie steht es mit der *Ethik*?

Es ist die zweite Sensation dieses neuen Bandes der „Dogmatik“ von Karl Barth, daß ihr, sozusagen als Anhang, etwas wie eine Ethik folgt. Denn man hat der dialektischen Theologie auch vorgeworfen, sie gelange von ihrer einseitigen Betonung der Rechtfertigung aus dem Glauben allein so wenig zu einer ernsthaften Ethik, als das Luthertum dazu gelangt sei. Wie stellt sich nun die Sache?

In der Skizze dessen, was wir vorläufig seine Ethik nennen wollen, zeigt sich Barth von dem gleichen Doppelmotiv bewegt wie in seiner Dogmatik: Es soll auch hier Gottes Souveränität und Freiheit gewahrt werden, und zwar als Gnade.

Damit ist zweierlei gesetzt.

Einmal der Ausgangspunkt. Der Ausgangspunkt und Orientierungspunkt alles Tuns dessen, der sich zu Christus bekennt, selbstverständlich auch der Gemeinde dieser Bekenner, muß die in ihm offenbare Gnade sein; das sittliche Leben wird auf diesem Boden zu einem Leben in der Gnade. Damit erneuert Barth, aber auf originale Weise, die Auffassung und Methode des ursprünglichen Protestantismus, und zwar nun, merkwürdigerweise, wieder mehr des lutherischen. Diese Merkwürdigkeit erklärt sich aber aus dem von uns festgestellten Anliegen Barths. Es richtet sich gegen jede Ethik, welche *Gesetz* ist, das heißt: welche mit einem selbständigen Anspruch, in einer gewissen Unabhängigkeit von Gott, auftritt. Das ist für Barth sogar die Grundfunde, die primäre Auflehnung gegen Gott. Man will darin im Sinne des Eritis sicut deus, scientes bonum et malum (ihr werdet sein wie Gott, das Gute und Böse erkennend) selbst das Gute erzeugen, sich selbst das Gesetz geben. Das Gesetz kann aber nur von Gott kommen. Gott

ist der Gute und das Gute ist Gott, und nicht irgendein menschliches Gebilde, und wäre es das sublimste — etwa die kantische Ethik. Aus diesem Ursprung allein stammt seine absolute Verbindlichkeit.

Darum ist das Gute nicht *System*, sondern *Gebot* — nicht statisch, sondern aktuell. So allein entspricht es der Freiheit und Lebendigkeit Gottes. Auch die Bergpredigt ist, wie die Zehn Gebote, im Sinne dieser Lebendigkeit und Aktualität zu verstehen, als Anweisung für Israel und die Gemeinde („Kirche“), nicht als eine an sich gültige Wahrheit. Es ist damit im höchsten Grade individualistisch, aber doch zugleich im höchsten Grade allgemeinverbindlich. Beides zusammen. Es ist Gehorsam, aber zugleich Freiheit. Es ist Empfangen, aber zugleich Geben. Barth bemüht sich sehr, zu zeigen, wie die Rechtfertigung aus dem Glauben allein, recht verstanden, nicht jene das sittliche Leben lähmenden Wirkungen haben müsse, die man mit Recht dem Luthertum vorwirft.

Das alles — und Anderes, das damit zusammenhängt — wird geistvoll ausgeführt und wirkt oft, im guten Sinne, direkt erbaulich. Es ist namentlich in der Opposition gegen das statische Gesetz eine große Wahrheit. Dem Schreibenden, der schon in seinem Buch über die Botschaft vom Reiche Gottes eine ähnliche Auffassung vertritt, ist aufgefallen, wie er darüber, nicht nur in seiner auf die Veröffentlichung wartenden Erklärung der Bergpredigt, sondern auch in seinem als Manuskript vorhandenen Buch über die Bibel von den Zehn Geboten und der Bergpredigt fast wörtlich das Gleiche sagt wie Barth.

Aber nun möchte er bedauern, daß Barth nicht noch einen Schritt weitergegangen ist und das ganze Gebilde, das man Ethik nennt (ich denke dabei an das *System* als solches) als für den, der auf dem Boden des unmittelbaren Verhältnisses zu dem lebendigen Gotte steht, hin-fällig erklärt hat. (Was er freilich aus dem gleichen Grunde auch von der Dogmatik hätte erklären müssen und damit von der ganzen „Theologie“ als geistiger Haltung; das Evangelium ist nicht ein System, sondern eine Botschaft, genau wie es nicht ein Gesetz ist, sondern ein Gebot.) Die Ethik ist nicht zufälligerweise auf dem griechischen Boden entstanden, wo man den lebendigen Gott nicht kennt, sondern bloß die Idee, den „unbewegten“ Gott.

Aber es muß nun auch gegen allerlei einzelne Züge dieser „Ethik“ Front gemacht werden. Da ist zum Beispiel die Art, wie die *Autorität des Staates* auf Römer 13 gegründet wird, sehr anfechtbar. Barth weiß doch, daß Römer 13, 1—7, in sehr begründetem Verdacht steht, ebenso ein späteres Einschleusen zu sein wie die Stelle 1. Kor. 14, 33—36, vom Schweigen des Weibes in der Gemeinde. So wenig man auf diese Stelle die reaktionäre Auffassung der Frauenfrage gründen darf, so wenig auf jene andere die der staatlichen Autorität. Wobei auch auffallend ist, daß Barth, der doch in seiner praktischen Haltung von aller Staatsdevotheit weit entfernt ist, in dieser Ethik das „Ihr sollt Gott mehr

gehorschen als den Menschen!“ so wenig betont, sehr im Gegensatz zu Calvin. (Vgl. zum Beispiel den Schluß seiner *Institutio*.) Aber gerade das müßte Barth heute betonen und tut er, wie gesagt, in der Praxis auch. Heute muß die *Opposition* gegen den Anspruch des vergötzten Staates in den Mittelpunkt des christlichen Denkens und Tuns treten. — Auch in der Behandlung des *Kriegsproblems*, soweit diese stattfindet, zeigt sich eine biblizistische Engigkeit, welche demselben bei weitem nicht gerecht wird. Denn es geht doch nicht an, dieses Problem einfach durch die Berufung auf das Schwert, das der Staat („die Obrigkeit“) nicht umsonst trage, zu lösen. Es müßte vielmehr auf den Boden des zentralen Kampfes gestellt werden, den nach der ganzen Bibel Jahwe gegen Baal, Christus gegen Cäsar, das Reich Gottes gegen das Weltreich führt und führen muß.¹⁾ An diesen Stellen der „Ethik“ Barths kommt eine Neigung zur *Konstruktion* zum Vorschein, die wir schon in der Dogmatik als Fehler empfinden mußten. Nur daß es in diesem Zusammenhang eine *bibilizistische* Konstruktion ist.

Es ist auch auffallend, wie die zentralen ethischen Probleme der Gegenwart, das politische und das soziale, in dieser ethischen Skizze so stark zurücktreten, ja kaum in Betracht kommen. Man kann dagegen freilich einwenden, diese kämen vielleicht in späteren Bänden ausführlich dran, aber sie sind doch so dringend, daß sie schon in dieser Skizze eine ungleich größere Rolle spielen müßten. Es ist doch, um nur dieses Beispiel zu nennen, im höchsten Grade auffallend, daß die Geschichte vom reichen Jüngling fast ganz nur unter dem religiös-individualistischen Gesichtspunkt behandelt wird, während doch die Stellung zum *Besitz* darin offenkundig die Hauptsache ist.

Damit aber hängt schließlich das Wesentliche zusammen, das wir gegen diese ethische Skizze einzuwenden haben: *Es wird die „Ethik“ des Evangeliums in das paulinistische Schema gezwängt*. Das zeigt sich besonders in der Behandlung der Bergpredigt. Es ist bedauerlich, daß Karl Barth sich sozusagen durch seine Freundschaft mit Thurneyfen verführen läßt, dessen Behandlung der Bergpredigt zuzustimmen, die doch ganz allgemein als verfehlt erkannt worden ist. Denn mag es auch richtig sein, daß *wir* die Bergpredigt nicht ohne Christus und das Kreuz verstehen und leben sollen und können, so steht doch kein Wort davon in der Bergpredigt selbst.

Und das hat seinen guten Grund. Die Bergpredigt ist eben die Magna Charta des *Reiches Gottes*. Dieses aber kommt bei Barth (wie bei Thurneyfen) zu kurz. Darum erstickt die Größe, Freiheit und Weite der neuen Gerechtigkeit Christi in den zu engen Maschen des Paulinismus. Es zeigt sich, daß der Ansatzpunkt dieser „Ethik“ eben zu eng, zu einseitig ist, daß er zwar nicht falsch, aber doch nicht ganz richtig

¹⁾ Dann käme auch das *Schießen*, das sich offenbar in der Basler theologischen Fakultät einer besonderen Beliebtheit erfreut und das auch in dieser Skizze (freilich nur nebenbei) in Schutz genommen wird, in ein etwas anderes Licht.

ist. Der Anknüpfungspunkt muß das *Reich Gottes* und seine im Alten und Neuen Testament offenbarte und vom lebendigen Gott im aktuellen Gebot stets neu kundgetane Gerechtigkeit sein. Die Rechtfertigung aus dem Glauben (oder der Gnade) allein ist allerdings eine fundamentale Wahrheit, aber sie ist nur *ein* Bestandteil der Botschaft vom Reiche Gottes, nicht das Ganze. Nicht darf die Rechtfertigung aus dem Glauben (oder der Gnade) allein die Botschaft vom Reiche Gottes auffaugen oder gar verdrängen, sondern sie muß als *Teil* der Botschaft vom Reiche verkündet werden. Sie verliert damit wahrhaftig nichts von ihrem Werte — im Gegenteil.

Dann allein bekommt auch das sittliche *Tun*, überhaupt das *Tun*, sein volles Recht. Bei der paulinistischen Konstruktion (die von Paulus selbst scharf zu unterscheiden ist) bleibt das *Tun* doch immer nur ein *Anhang* zum Glauben, so wie die Ethik bei Barth nur ein Anhang zur Dogmatik ist, im Reiche Gottes aber herrscht eine *Polarität* (man könnte hier auch sagen: eine Dialektik) von Glaube und Tat, welche dieser die volle Bedeutung für Gott und den Menschen gibt, welche ihr das Evangelium sehr deutlich zuspricht.¹⁾

Mit alledem stoßen wir wieder auf das Zentrum unseres Kampfes und Streites, der sich ja um die Auffassung des Reiches Gottes bewegt.

Wie nun — wäre demnach der Sachverhalt der, daß in der Dogmatik der alte Gegensatz zwischen den Religiös-Sozialen und den Dialektikern weitgehend dahingeblieben, aber in der Ethik weitgehend bestehen bliebe? Das kann doch bei dem engen Zusammenhang zwischen Dogmatik und Ethik nicht sein.

Und es *ist* auch nicht! Vielmehr meine ich Folgendes feststellen zu müssen.

Einmal: Es ist auch in diesem ethischen Abschnitt des neuen Bandes der Barth'schen „Dogmatik“ allerlei dahingefallen, was uns lange Zeit trennte. So der Gegensatz im Verhältnis zur *Politik*. Barth betont nun auch prinzipiell mit starkem Nachdruck das Recht und die Pflicht der Anteilnahme des Jüngers Christi an der Politik. Freilich tut er das meines Erachtens mit nicht ganz genügender Begründung. Diese wird zu stark bloß in dem Interesse gefunden, das die Kirche an einem geordneten Rechtsstaate hat, der auch ihr seinen Schutz biete. Stimmt das wohl mit der Offenbarung Johannes, die ja auch zum „Worte Gottes“ gehört? Diese Sache bekommt doch auf dem Boden des Glaubens an das kommende und kämpfende Reich Gottes eine ganz andere Klarheit und Kraft. Aber Barth tritt nun doch für das Recht und die Notwendigkeit ein, Gott auch in der Politik und gegen die Politik zu dienen. Und er lehnt jede Form der „doppelten Moral“ ab, welche dem politischen Leben ein eigenes Recht zubilligen möchte, sei's in Form der „Eigengesetzlichkeit“, sei's in der eines „Naturrechtes“, auf welches das

¹⁾ Ich verweise dafür besonders auf mein Buch über die Gleichnisse Jesu, in welchen dieser Sachverhalt überall mit einfacher Klarheit hervortritt.

politisch-soziale Wesen begründet werden müßte.¹⁾ Er macht, auf eine Weise, die zum Teil stark an Blumhardt erinnert, die *Totalität* des Anspruchs Christi geltend. Und was die Bergpredigt betrifft, so ist sehr auffallend und erfreulich, wie Barth durchaus betont, daß sie zu *verwirklichen* sei und nicht bloß dazu dienen solle, zu zeigen, daß wir sie *nicht* verwirklichen könnten.

Auch sonst können wir zu vielem, was in dieser ethischen Skizze steht, nur Ja sagen. Vor allem aber zu ihrer Grundanschauung der Lebendigkeit und Aktualität des Gebotes, auch wenn wir verlangen müssen, daß sie noch konsequenter durchgeführt werde. Es bleibt auch auf dem Gebiete der „Ethik“ *Unterschied* und vielleicht *Kampf* — vielleicht etwas mehr als auf dem Gebiete der „Dogmatik“ —, aber zu *Streit und Krieg* ist kein Anlaß.

Wir sind ja auch alle nicht fertig, sondern auf dem Wege. Es bleibt das Erfreulichste an diesem neuen Dokumente, daß auch Karl Barth nicht fertig ist. Dazu gefällt sich das Andere, daß er sich immer wieder *über* alle „Dogmatik“ und „Ethik“ stellt, indem er betont, daß die Wahrheit doch immer wieder Sache der *Entscheidung* und Sache des *Erlebens* ist oder auch umgekehrt. Schließlich gilt immer Gott selbst, der Lebendige, der sich im *Heiligen Geiste* vermittelt, nicht die dogmatische oder ethische Erkenntnis des Kopfes. So ist denn auch bezeichnend und erfreulich, daß die 875 Seiten des Buches mit dem Gebet: „Veni, Creator Spiritus!“¹⁾ schließen.

Auch damit ist aller dogmatische und ethische *Streit* überboten und damit auch der zwischen Religiös-Sozialen und Dialektikern. Denn damit kehren wir zum gemeinsamen Ursprung unserer Bewegung zurück.

Das zu zeigen, ist auch der Sinn dieser Besprechung, und auch damit sei das Fragmentarische oder vielleicht auch Falsche daran entschuldigt. Sie will ja nicht etwa ein sogenanntes Liebeswerben sein, nicht auf einen „Verständigungsfrieden“ abzielen, sondern ist, wie schon frühere Äußerungen dieser Art, Gehorsam gegen ein Gebot — Gehorsam, der aus tiefen Gründen mir gar nicht so leicht gefallen ist. Sie hat auch keine weitere Absicht, als der Wahrheit Zeugnis zu geben. Das Schwert bleibt neben der Kelle.

Leonhard Ragaz.

Todeswehen und Auferstehungsturm

(Zur Weltlage.)

30. März 1944.

Noch stärker als das letzte Mal, da ich an die Darstellung der Weltlage ging — und zwar selbstverständlich vor allem der politisch-sozialen, denn das ist der sichtbarste und greifbarste Teil der Weltlage;

¹⁾ Diese Ausführungen Barths richten sich wohl besonders auch gegen die Veruche *Brunners*, die freilich skandalös sind.

¹⁾ „Komm, Schöpfer Geist!“